Die Musik im täglichen Leben

Wilibald Nagel

Musikalisches Magazin.
Abhandlungen über Musik und ihre Geschichte, über Musiker und ihre Werke.
Herausgegeben von
Prof. Ernst Rabich.
Heft 18.

Die Musik im täglichen Leben.

Ein Beitrag
zur
Geschichte der musikalischen Kultur unserer Tage.

Von
Prof. Dr. Wilibald Nagel.

Langensalza
Hermann Beyer & Söhne
(Beyer & Mann)
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler
1907

Preis 50 Pf.

Die Musik im täglichen Leben.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der musikalischen Kultur unserer Tage.

Von

Prof. Dr. **Wilibald Nagel.**

Musikalisches Magazin, Heft 18.

Langensalza
Hermann Beyer & Söhne
(Beyer & Mann)
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler
1907

Einige Dinge müssen von Zeit zu Zeit immer wieder einmal gesagt werden, trotzdem man von vorneherein überzeugt sein kann, daß sie umsonst gesagt, d. h. auf die Mehrzahl der Menschen keinen oder höchstens einen vorübergehenden Eindruck machen werden. Über die hier zu behandelnden Fragen haben sich früher *Riehl, E. Frommel* u. a. gelegentlich schon geäußert; ich selbst habe gleichfalls schon darüber gesprochen. Aber zu den alten treten neue Erscheinungen und so ist es denn immer wieder angezeigt, derlei Fragen aufzurollen. Gelingt es auch wohl nicht, die Allgemeinheit davon zu überzeugen, daß es mit unserer Musikkultur nicht eben weit her ist, so wird doch vielleicht der eine oder andere zum Nachdenken veranlaßt. Auch das wäre schon ein Gewinn.

Die alte Frage, ob nicht die Musik im Grunde genommen ein Luxus sei, wird auch heute noch gestellt, und das Volk nennt gerne die außerhalb der Alltagssphäre liegenden Künste brotlose und bringt ihren Vertretern ein gewisses Mißtrauen entgegen. Namentlich in sittlicher Beziehung. Hier ließe es sich leicht durch einen Hinweis auf den fortschreitenden sittlichen Tiefstand unserer Zeit

überhaupt zurückweisen, oder es ließe sich die freiere sittliche Anschauung der Künstler durch die Betonung der besonderen Art ihrer Arbeit erklären. Zunächst ist das den Künstlern entgegengebrachte Mißtrauen wohl noch als ein letztes Erbe aus der Zeit anzusehen, da die »Fahrenden«, Spaßmacher, Gaukler und Mimen, außerhalb der geltenden bürgerlichen Rechte standen. Aber auch die Gegenwart führt ihm immer neue Nahrung zu. Es braucht sich gar nicht um Fragen der Sittlichkeit im engeren Sinne zu handeln; das Philistertum wird immer im Kampfe gegen künstlerisch-freie Lebensauffassung stehen, mag es den Künstlern nach außen hin auch noch so sehr schmeicheln. Insofern ist dies bürgerliche Mißtrauen berechtigt, als manche Künstler meinen, zu ihrem Berufe gehöre es unbedingt, sich über die landläufigen Begriffe von Recht und Schicklichkeit hinwegzusetzen; insofern auch, als jeder ernste reproduktive Kunstbetrieb, weil mit ihm ein sich stetig steigerndes Maß von technischer Fertigkeit verbunden ist, das durch Jahre hindurch eifrigst gepflegt werden muß und später unausgesetzte Nachprüfung erfordert, die Erwerbung einer allgemeinen Ausbildung, wie sie der gebildete Mittelstand für sich verlangen muß, erschwert, vielleicht sogar verhindert. Daher wohl die Abgrenzung der »Gesellschaft« vor dem Durchschnittsmusiker, als dessen Typ der gute Orchestermusiker gelten kann.

»Brotlos« ist die Beschäftigung mit der Kunst heute nicht mehr in demselben Maße wie früher; es gibt, seit wir überall neben den fürstlichen städtische Orchester und Theater haben, seitdem die Militärmusik an Zahl zugenommen hat, viel mehr Stellen als vordem, wenn sie auch ihren Inhabern

nicht so viel zuführen, daß diese ohne Nebenerwerb auskommen könnten. Aber da bieten andere Berufe analoge Erscheinungen, und man sollte allzuvieles Klagen unterlassen; wenigstens dort, wo dem geringen Einkommen nur ein bescheidenes zur Ausbildung aufgewendetes Kapital gegenüber steht. Bei den Ärzten, den Juristen liegen die Dinge sicherlich schlimmer, und auch die Ingenieure wissen ein gar trübes Lied zu singen: hier verlangen gesellschaftliche Stellung und Weiterbildung fortgesetzte Opfer; hier sind, wenigstens zu Beginn der Laufbahn, wahre Hungerlöhne zu finden, und ob sich später die Verhältnisse wesentlich zu Gunsten der akademischen Kreise ändern, ist zum mindesten zu bezweifeln: ein Orchestermusiker mit 1500 M an Gehalt und ebensoviel an Nebeneinnahmen steht sich verhältnismäßig viel besser als ein akademisch gebildeter Mann mit 5000 M jährlichen Verdienstes.

Doch lassen wir diese Dinge beiseite. Kehren wir zur ersten Frage, ob Musik ein Luxus sei, zurück. Die Menschen werden sie selbstredend je nach ihrer Lebens- und Kunstauffassung verschieden beantworten. Aber auch der nüchternst denkende und empfindende Mensch wird sich das Leben ohne künstlerischen Schmuck nicht vorstellen können. Sollte einmal eine törichte Regierung das Aufhören der Kunst dekretieren wollen, diese würde doch ruhig weiter leben. Wenn nirgendwo sonst, dann in der Familie, denn das Volk hat ein innerstes Kunstbedürfnis, das es sich nicht rauben läßt. Dessen ist jede arme Stätte ein Zeuge. Kunst entsteht überall da, wo der Mensch, um nicht seelisch zu Grunde zu gehen, sich über das Einerlei des Alltages zu erheben trachtet; es gilt dabei gleich, ob er, einer

Vogelstimme lauschend, sie nachzuahmen sucht, oder ob er ein seinem Auge gefallendes Bild in einer Zeichnung festhalten will: hier wie dort ist der angeborene Kunsttrieb in Tätigkeit, dessen Befriedigung erst der menschlichen Natur volles Genügen zu geben vermag.

Je härter der Kampf ums Dasein wird, um so sehnsüchtiger strebt dieser Kunsttrieb darnach, sich zu betätigen. Der Satz bleibt bestehen, auch wenn man anerkennt, daß in den sozialen Kämpfen der Gegenwart die Probleme des materiellen Lebens voranstehen. Es ist eben, wie schon betont, dem Menschen ein Recht auf Kunst mit dem Leben selbst gegeben, und so tief steht kaum einer, daß er nicht den Drang in sich fühlte, dieses Recht erfüllt zu sehen. Ob die künstlerische Betätigung sich auf Musik, auf Malerei oder auf die Pflege einiger armen Pflanzen in dürftigen Scherben erstrecke, macht keinen Unterschied: in jedem solchen Falle vollzieht sich, wie ich schon sagte, ein dem Menschen zum höheren Leben nötiger Prozeß, der, die einförmigen Eindrücke des Alltages auf die Psyche zu überwinden. Wie weit etwa wissenschaftliche Arbeit diese Aufgabe der Kunst für das Innenleben der Menschen ersetzen könne, soll hier nicht untersucht werden. Zweierlei ist aber ohne weiteres klar: daß einem derartigen Ersatze keine absolute Geltung beigelegt werden könnte und daß, da wissenschaftliche Arbeit im Sinne von Forschung — die allein hier in Betracht gezogen werden dürfte — nur einer Minderzahl zukommt, die Kunst als Allgemeingut eine für das Seelenleben der Menschen wichtigere Rolle zu spielen hat, eine Rolle, die um so bedeutungsvoller wird, je tiefer die Stelle der sozialen Leiter ist, die ein Mensch einnimmt. Je höher Einer

steht, um so mehr wird er geneigt sein, auch künstlerische Genüsse, die ihm mühelos zu Gebote stehen, als etwas alltägliches zu betrachten; je niedriger aber, um so mehr wird ihm die Beschäftigung mit der Kunst, was sie überhaupt sein sollte, zur Feierstunde werden. Daraus erwächst mit Rücksicht auf die ethische Bedeutung der Kunst die Aufgabe, insbesondere das zu beachten und sorgsam zu sichten, was den unteren Schichten der Bevölkerung an Kunst geboten wird.

Wer sind die Lehrer des Volkes in der Kunst, oder, um die Frage enger zu fassen, in der Musik? Es soll zunächst von dem Teile des Volkes die Rede sein, der seine Ausbildung im wesentlichen der Volksschule verdankt. Für ihn kommt, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, »das Haus« und jene aus geistiger und seelischer Bildung und Behaglichkeit bestehende Atmosphäre, die wir mit dem Begriffe verbinden, nur ganz selten in Betracht. Die Eindrücke, die der Volksschüler von der Kunst gewonnen, ergänzen oder zerstören ihm späterhin die Straße, der Dienst als Knecht, die Militärzeit, das Gartenkonzert, die Singspielhalle. In nicht wenigen Fällen auch wohl der Männerchor. Weil auch die Theater als geistige Bildungsanstalten für die weiteren Kreise im allgemeinen kaum eine Bedeutung haben, weil, durch die sozialen Kämpfe geweckt, das Verlangen nach vertiefter künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung in eine unausgesetzt wachsende Menge hineingetragen worden ist, konnten die zahlreichen Vereinigungen für ethische und ästhetische Kultur gegründet werden, die diesem Verlangen Rechnung tragen wollen. Über sie wird später eingehender gesprochen werden müssen.

In allen Schulen steht die Aneigung des »realen« Lehrstoffes voran, in der Volksschule die des Lesens, Schreibens und Rechnens. Zeichnen und Musik treten zurück, obwohl ich glaube sagen zu dürfen, daß diese Fächer im allgemeinen auf der Volksschule mit mehr Ernst behandelt werden als auf den höheren Lehranstalten. Auf diesen gelten beide Fächer, die an sich schon eine Entlastung der durch die verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen stark belasteten jugendlichen Köpfe darstellen sollen, vielfach als »Juxstunden«. Das wird überall dort der Fall sein, wo der Anstaltsleiter kein Verständnis für die ethische und ästhetische Aufgabe der Kunst hat und wo kein Mann von anerkanntem Künstlerrufe solchen Unterricht leitet. Die Volksschule wird in erster Linie das Volkslied ein- und zweistimmig pflegen, dann den patriotischen Gesang, die oberen Lehranstalten die gleichen und höhere Formen mehrstimmiger Musik.

Wie steht es nun mit den Volksschülern? Bleiben die künstlerischen Eindrücke der Schule im Leben, halten sie sich ihm und seinen die Ideale untergrabenden Einflüssen zum Trotze? Man kann die Frage auch so stellen: wie steht es mit der Pflege des Volksliedes im Leben der Menschen, wo ist es noch echt und rein zu finden? Mit dem unseligen Zuge der Landbevölkerung in die Städte, wo es »mehr zu verdienen« gibt, geht der Begriff der Heimat, an den das Volkslied aufs engste gekettet ist, rettungslos verloren. Eine Kellerwohnung, eine schmutzige Stube im 5. Stockwerke des Hinterhauses ist keine Heimat. Feld und Wald sind für die Armen Luxusgegenstände geworden, die sie kaum noch Sonntags genießen können. Ihnen muß der Begriff der Heimatkunde durch ihre Kinder

wieder künstlich aufgefrischt werden, nachdem sie selbst und ihre Flucht vor dem platten Lande ihn sich genommen. Im Grunde genommen sollte kein Begriff tiefer in der Menge wurzeln als er; ob jedoch durch theoretische Maßnahmen wie den Unterricht in der Heimatkunde der Prozeß des Niederganges unserer völkischen Sonderart aufgehoben werden kann, darf bezweifelt werden: ihn hemmen eben keine natürlichen Schranken. Theorie ist in diesem Falle wirklich nur Schall und Rauch. Was einer an kulturellen Schätzen, an Tracht, Volksliedern, an besonderer Lebensauffassung und Gewohnheiten seines Stammes aus dem Lande mit in die Stadt bringt, büßt er dort gar bald ein. Wenn er überhaupt etwas davon mitbringt! Denn die charakterlose städtische Mode ist ja längst schon allzuweit aufs Land hinaus gedrungen und hat das Alte, von den Vätern Überkommene, gestürzt. Ich glaube durchaus nicht daran, daß die Menschen auf dem Lande nur darum jemals besser gewesen sind als die Städter, weil sie auf dem Lande wohnten. In der Zeit, da *Geßner* und die Idyllendichter von dem unschuldvollen Leben der Dörfler und anderer von den Städten entfernt lebenden Menschen gar rührende Dinge zu berichten wußten, geschahen in abgelegenen Alpentälern, die keinerlei Verkehr mit der Außenwelt hatten, wenig erbauliche Dinge. Vor Jahren habe ich einmal darüber gesprochen; die Kulturhistoriker sollten sich Dokumente wie die im Pfarrhause zu Cresta in Graubünden bewahrten Gerichtsakten u. a. m. nicht entgehen lassen. Wenn es also auch wohl mit der »Unschuld vom Lande« niemals weit her gewesen ist, so hat doch der ländlichen Unsittlichkeit immer der raffinierte Zug der städtischen gefehlt. Wie

weit sich das heute etwa geändert haben sollte, weiß ich nicht; auf jeden Fall aber hat das ländliche Leben vom städtischen in den letzten Jahrzehnten eine fortwährende Beeinflussung erfahren, die ihm früher fremd gewesen ist; die alten einfachen Bauernwirtschaften haben vielfach großen Restaurants mit Tanzsälen und Bühnen Platz machen müssen; die brave und ehrliche Dorfmusik, die *K. M. von Weber* und *Arn. Mendelssohn* gar ergötzlich in Liedern nachgeahmt haben, strich die Flagge vor dem Ungetüme des Orchestrions; das gräuliche Grammophon quält unsere armen Ohren und peitscht unsere ärmeren Nerven im entlegensten Hinterwäldler-Dorfe so schlimm wie nur irgendwo in der Stadt. Die Dörfler haben Kasinos, Konzerte und Theater. Und das alles nicht nur für die Städter, die sie besuchen und ihnen Geld zutragen; auch für sich, denn sie wollen nicht mehr »zurückstehen« und sich »angenehme« Unterhaltung verschaffen. Der Preis, den sie dafür bezahlen, ist der Verlust ihrer Eigenart, der Gewinn Operettenmusik und die Zote des Tingeltangels. Wer das nicht glaubt, der gehe in unsere Odenwalddörfer oder in einsame Hochgebirgstäler und frage nach den heimischen Volksweisen. Er wird blaue Wunder, aber keine erfreulichen erleben. Die Sammler alter Volkslieder wissen alle von großen Schwierigkeiten bei ihren Arbeiten zu erzählen, Schwierigkeiten, die sich nicht zum wenigsten darauf erstreckten, überhaupt erst bis zu den Bewahrern der Volksmusik vorzudringen.

Man wird auch nicht behaupten wollen, daß das Volkslied noch im Männergesange blühe. Wenn man wohl klagen hört, daß das Volkslied, das im vierstimmigen Männerchore erklinge, nichts echtes

und rechtes sei, so ist das unbegründet, denn einstimmiger a capella-Kunstgesang ist ein Unding und wir haben in der Literatur unendlich viele gute mehrstimmige Bearbeitungen von Volksliedern, die der führenden Melodie keinerlei Schaden zugefügt haben. Aber mit der Pflege des Volksliedes durch die Männerchöre hat es in der Tat nicht viel auf sich. Was nützt das gelegentliche Singen und sei es noch so schön, wenn das Volkslied den Sängern nicht ins Herz hinein wächst, ihnen nicht Schutz gegen die Hohlheit schlimmer Liedertafel-Musik, Schutz auch gegen den aufdringlichen »Kunstgesang« gewährt, den man heute in direkten Gegensatz zu dem »Volksgesange« stellt? Aufdringlich darf man jenen deshalb nennen, weil die Ausdrucksmöglichkeit des Männergesanges den in ihm aufgewendeten Kunstmitteln widerspricht und weil als ein wesentliches Kriterium der Beurteilung die technisch schwere oder leichte Ausführbarkeit gilt, also etwas, das mit der Kunst selbst nicht das mindeste zu tun hat. Das äußerliche Moment, das sich da geltend macht, spielt hier wie an andern Stellen unserer geistigen und materiellen Kultur eine führende Rolle. Fragt man, weshalb *Goethe*, weshalb *Mozart* so vielen in unserer Zeit verloren gehen, so muß man antworten: sie haben den Sinn für derlei reine, unreflektierte Kunst eingebüßt, sind an Effekthäufungen, an Massenwirkungen, an scharfe Reizungen gewöhnt worden und haben so die Möglichkeit verloren, feine Zeichnungen und innere Erlebnisse innerlich mit zu erleben. Und das, obwohl ja heute nach der Meinung der Ultramodernen erst das goldne Zeitalter angebrochen ist, in dem von einer psychologisch vertieften Kunst die Rede sein kann. Ach, wozu dient uns die ganze Kunst

unserer Tage, wenn sie vor lauter Tiefsinn kein Mensch mehr verstehen, aus ihr keine Erhebung, keinen Trost, keine innere Freudigkeit mehr schöpfen kann! Wenn heute einer 30 Oboen chorisch im Orchester verwendet, die Geigen zehnfach teilt und wer weiß was sonst noch tut und dann behauptet, »die Idee« seines Werkes verlangt das, so ist's ihm nicht groß übel zu nehmen: die Zeit hat ihm all den Unsinn in den Kopf gesetzt, die Zeit mit ihrem wichtigtuerischen Verlangen nach psychologischer Vertiefung, die in Wahrheit doch vielfach und in erster Linie nur ein Spiel mit handgreiflichsten Äußerlichkeiten ist, mit realistischen Darstellungsmitteln, die wir überwinden müssen, wollen wir uns den Besitzstand unserer klassischen Kunst, des größesten geistigen Schatzes, den wir haben, erhalten. Darüber sollten wir uns klar zu werden versuchen, daß wir mit *Rich. Straufs* und seinen wenn auch genialen Experimenten diesen Besitzstand empfindlich schmälern. Daß wir aber allesamt *R. Straufs* und seine Kunst ohne weiteren Schaden zu leiden entbehren können, *Mozarts* und *Beethovens* Kunst aber nicht, das sollten zum mindesten die Gebildeten zugeben. Keine Frage: die Reaktion hat bereits eingesetzt; aber man täusche sich über ihren Umfang nicht, von einer Umkehr der Allgemeinheit kann noch nicht gesprochen werden.

Das zeigt sich schlagend u. a. in einer Notiz, die kürzlich durch die Blätter ging: in Frankfurt solle abermals einer der gutgemeinten, aber aus mancherlei Gründen nicht zu billigenden großen Gesangwettstreite stattfinden; erwünscht sei Bevorzugung des Volksliedes. Allgemeines Schütteln des Kopfes soll die Antwort der Sänger

gewesen sein. Die Leute wollen sich eben zeigen, »enorme« Schwierigkeiten überwinden und ein volles Maß äußerer Ehren einheimsen. Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt. Das alte griechische Wort gilt zwar auch hier, es wird aber mißverstanden. Daß jedoch ein anderes altes Wort, demzufolge alles Schöne schwer, das Einfachste aber das schwerste ist, hier zu vollem Rechte besteht, dessen sind sich nicht viele bewußt, weil sie, trotz aller Psychologie, seinen tiefen Sinn nicht einmal ahnen. Ich glaube, wenn von oben herab die Pflege des Volksliedes empfohlen wird, so geschieht das in der Annahme, es könne nur dadurch den Sängern der Geschmack an *Hegars* u. a. Kompositionen genommen werden. Persönlich würde ich jedes Mittel begrüßen, das uns von dem gespreizten, unnatürlichen und überladenen sogenannten »höheren Kunstgesang« befreite; ich fürchte nur, daß bei derartigen Maßnahmen und Vorschlägen Symptom und Krankheit verwechselt werden. Der Sinn für äußeres Brimborium ist nicht die Krankheit selbst; ihn wegschaffen wollen heißt noch nicht dem Organismus neue Kräfte zuführen.

Ein anderes Kapitel: Wie steht es mit der Kunstpflege im Heere? Selbstredend muß ihr Gebiet enge begrenzt sein; aber man darf es doch nicht mit den dienstlichen oder patriotischen Veranstaltungen enden lassen, denn die Militärmusiker konzertieren häufig in den öffentlichen Anlagen der Städte, in Biergärten, sie geben in kleineren Städten Sinfonie-Konzerte und haben durch alle dies in den letzten Jahren einen steigenden Einfluß auf den Musik-Geschmack gewonnen. Mit der sozialen Seite der Frage, der gegen die Privatmusiker gerichtete Konkurrenz der Militärmusik,

haben wir es hier nicht zu tun, nur mit der künstlerischen. Die Ausbildung ist eine solche, daß die Militärmusik einem guten Durchschnitt in Bezug auf die Leistungen entspricht, ihn häufig sogar übertrifft. Etwas anderes aber ist die Qualität des Gebotenen selbst. Sinfonien, historische Darbietungen u. a. kommen nicht in Betracht, sie sind Ausnahmeerscheinungen. Die Programme der üblichen Konzerte unserer Militärmusiker sind trotz mancher Neigung zum besseren nach wie vor recht schlimme; das stumpfsinnigstem Unterhaltungsbedürfnisse zusagende überwiegt, und auf den Märschen begleiten die Truppen immer noch lascive und schludrige Operettenmelodien oder die schandbar dummen Märsche, von denen der »Nibelungen-Marsch« ein so trauriges Specimen ist. Es wird soviel von der idealen Aufgabe des Heeres gesprochen, die Vaterlandsliebe wecken und fördern soll; es ist immer wieder von der Lebensschule die Rede, die die Militärjahre darstellen; es wird immer wieder deutscher Größe und Herrlichkeit Lob gesungen; da muß man sich doch erstaunt fragen: warum benutzt man denn die deutsche Kunst nicht mehr, um derlei Gesinnungen zu festigen, zu vertiefen, oder sie, wo sie noch nicht oder nur mangelhaft vorhanden sind, hervorzurufen? Werde man sich doch darüber klar, daß die Kunst eine erzieherische Arbeit in Bezug auf die sittlichen Anschauungen leisten kann, und daß ohne Hebung und Vertiefung der sittlichen Anschauungen von tiefwurzelnder Liebe zur deutschen Art und damit zum Vaterlande nicht wird die Rede sein können. Es wäre unsinnig, zu sagen, den Soldaten sollten Beethovensche Sinfonien vorgespielt und ästhetische Vorlesungen gehalten werden; das aber könnte

vernünftigerweise geschehen, daß man ihnen das beste, was dem Empfinden des Volkes entstammt und sich ihm ohne weiteres zu erschließen vermag, nicht vorenthält. Wir besitzen gute »historische« Märsche (deren Aufführungsrecht freilich zum Teil nur einigen Orchestern wie eine Art von Prämie verliehen worden ist — ein höchst bedauerlicher Mißgriff!), Märsche von *Gluck, Beethoven* u. a. Wo werden sie gespielt? Sie sind zu einfach, heißt es. Ja, soll denn nicht Einfachheit und Wahrheit die Grundlage der sittlichen Anschauung der Soldaten sein? Derlei Werke vermögen, wenn sie in Fleisch und Blut übergegangen sind, vortreffliche Gedanken in den Soldaten zu wecken, die Operettenmelodien, die der Herr Leutnant »so gerne hört«, nicht. Da liegt der wunde Punkt. Alle Achtung vor dem Talente des Herrn Leutnant, seine Leute zu drillen; aber durch den Drill wird allein der Mensch nicht zu sittlichen Anschauungen, nicht zum Verständnisse der Art seines Volkes erzogen. Von ihr muß er aber einiges wissen, um sie im Leben sich und anderen bewahren zu können. Man wird einwenden, daß mit dem Drillen auf dem Exerzierplatze und in der Instruktionsstunde ja auch die Ausbildung des Soldaten durchaus nicht erledigt sei, daß das ethische Moment in der Erziehung eine große Rolle spiele und daß der Endzweck, dem Vaterlande mit allen Kräften zu dienen, dem jungen Soldaten genügend erkennbar gemacht werde. Ich meine, daß ein solcher Einwand meine Worte gar nicht berühren würde; an der genügenden Ausbildung der materiellen Kräfte zweifle ich gar nicht; ich glaube auch, daß das, was der Soldat an theoretischen Kenntnissen lernen muß, von ihm begriffen

ist, wenn er den aktiven Dienst verläßt. Was ich vermisse, ist die Entwicklung seiner moralischen Fähigkeiten, wie sie geschehen könnte, wenn der Staat auch die Kunstpflege, soweit sie Eingang ins Heer gefunden, ein wenig mehr überwachen und nicht dem Gutdünken irgend eines beliebigen anvertrauen würde. Ich halte es mindestens für ebenso wichtig, die Soldaten gute Lieder hören und singen zu lassen als sie zwangsweise in den Gottesdienst zu führen. Was nützt die schönste Predigt, wenn es gestattet ist auf dem Marsche schlüpfrige Lieder zu singen? Da klafft doch ein Widerspruch, der nicht hinweg zu leugnen ist. Es heißt, ein flotter Marsch, ein »kitzliches« Lied heben die Kraft der beim marschieren schlapp werdenden Leute. Mag sein. Aber müssen es denn gerade »kitzliche« Sachen sein? Versuche man es doch mit anderen, flotten und lustigen Liedern; der gute Erfolg wird nicht fehlen, wenn man mit Ausdauer und Geschick zu Werke geht.

Über die in Biergärten, öffentlichen Anlagen usw. spielenden Orchester und ihre Programme aus denen so viele Menschen »künstlerische Anregungen« schöpfen, braucht nichts gesagt zu werden. Sehen wir zu, wie es mit dem Gesange beim Heere steht. Daß die ethische Kraft der Musik von den Heeresleitungen wenigstens teilweise anerkannt wird, geht daraus hervor, daß es Militär-Gesangvereine gibt, die eine Aufgabe beim Gottesdienste, bei patriotischen Feiern usw. zu erfüllen haben. Es versteht sich ganz von selbst, daß auf künstlerisch durchgearbeitete Übungen nicht allzu viele Zeit verwendet werden kann, und ich mache dem Chore, von dem mir ein kompetenter Beurteiler, ein Offizier, schreibt, er bringe in der

Kirche bösartig geschmacklose Stücke mehr oder minder unbekannter Komponisten zu schmerzhaftem Gehör, keine großen Vorwürfe, weil er schlecht singt, ich mache sie nur, weil er schlechtes singt. Entweder hat hier (der Fall darf wohl verallgemeinert werden) ungebildeter Geschmack eines Vorgesetzten seine Hand im Spiele oder der des Leiters des Chores. Ich glaube, daß damit in der Tat an die Hauptwurzel der unbedeutenden und schädlichen Musik in der Armee gerührt ist, über die sich der gebildete und musikalische Mensch oft zu ärgern Grund hat; entweder machen Vorgesetzte von geringer ästhetischer Bildung Anspruch darauf, von den — subalternen — Kapellmeistern zu Rate gezogen zu werden, oder sie dekretieren einfach dies oder das Stück, das gerade in der Mode ist, oder sie lassen auch, wenn sie derlei Dingen ganz gleichgültig gegenüberstehen, den Kapellmeistern völlig freie Hand; diese aber ermangeln nach ihrer allgemeinen Ausbildung und ihrem Dienstgrade der Stellung, die nötig wäre, künstlerischem Verlangen gegenüber unverständigen oder teilnahmlosen Vorgesetzten den nötigen Nachdruck zu verleihen. Sollen die Dinge sich hier zum besseren wenden, so ist eine gänzliche Änderung des Systems notwendig: Ausbildung der Kapellmeister nicht bloß nach der fachmännischen Seite hin; Forderung des Abiturientenexamens und Einreihen der Kapellmeister in das Offizierkorps. Bei genügendem Gehalte wäre dann den Betreffenden sogleich die unangenehme Notwendigkeit genommen, des »Geschäftes« wegen tausenderlei Privatverpflichtungen zu übernehmen, die sie heute nicht entbehren können. Ihre ganze Zeit und geistige Kraft bliebe in diesem Falle wirklichem künstlerischen Wirken

erhalten. Vielleicht wird man derlei Wünsche utopistisch nennen; ich halte sie nicht dafür: mit Vergnügen erinnere ich mich eines Konzertes, das eine schwedische Regimentsmusik im Klayschen Garten in Bonn gab: der Kapellmeister war Major, das Orchester vortrefflich, das Programm einwandfrei.

Doch ich wollte noch ein weiteres Wort über den Gesang beim Militär sagen. In Straßburg, so erzählte man mir, wurde früher ein Lied gesungen:

Champagnerwein, ja, das ist feinen Wein!
Den trinken die Soldaten
Bei Schweinebraten.
Schatz, du bist mein und ich bin dein ....

Man mag das Lied dumm nennen oder in ihm eine lustige Selbstironie und eine Anspielung auf die negative Güte und Reichhaltigkeit der Table d'hôte der Kantine erblicken — auf jeden Fall ist es harmlos. Aber das Soldatenlied ist nicht immer harmlos; mag es derb sein, wenn es nur nicht gemein ist. Es gibt eine Menge von Volksliedern, die geschlechtliche Dinge behandeln und doch nicht frivol sind. Ein Militärkapellmeister schreibt mir: »Ein besonderes Verbot des Singens unsittlicher Lieder gibt es nicht, sie werden aber nicht geduldet. Nun mag ja ab und zu ein Vers oder ein Liedlein mit etwas Anspielungen auf beiderlei Geschlecht zur Erheiterung vorkommen, aber direkt Ungehöriges wird und ist verboten.« In einigem Gegensatze dazu steht eine Äußerung des früher schon angeführten Gewährsmannes, der mir zwar auch mitteilt, daß »das Singen unanständiger Lieder verboten« sei, aber beifügt: »Alle 4—5 Jahre wird dies Verbot vom General-Kommando wiederholt.« »Die unanständigen Lieder auszurotten, ist nicht

möglich gewesen.« Selbstredend nicht, solange man nur verbietet und nichts besseres gibt. Man will das freilich tun, faßt aber die Sache, wie mir scheint, falsch an. Ein bloßes Verbieten schlüpfriger Lieder ist unter Umständen genau so falsch wie ein Belohnen des Singens besserer, sittlich einwandfreier Gesänge: dort wird der Widerspruchsgeist und die Freude am Schmutze erst recht wachgerufen, hier die Heuchelei. Man will durch die Erlaubnis, auf dem Marsche Lieder zu singen, die gesunkenen Kräfte der Mannschaft heben, die Zeit verkürzen, will vielleicht auch dem individuellen Gefühle der einzelnen, das sich ja doch nicht ganz unterdrücken läßt, einiges Recht widerfahren lassen. Alles ganz gut und schön; aber ich meine, wenn die Sache so angeordnet würde, daß etwa jeder Zug einen ohne große Mühe zu findenden Vorsänger besäße, der aus dem reichen Schatze des Volksliedes usw. das beste anstimmte, so würden die Sänger, die vorher abends einige Male diese Lieder durchgenommen hätten, gar bald einstimmen und die Texte würden mit den Melodien schnell bekannt werden und sich einbürgern. Derlei einstimmiger Gesang könnte eine größere ethische Wirkung ausüben als ein hie und da gehörter vollstimmiger Männerchor. Denn darauf kommt es einzig und allein an, den Leuten unseren Schatz von herrlichen Volksliedern und andern guten Gesängen zum Bewußtsein zu bringen, nicht aber auf eine künstlerische Leistung, die bei den vollstimmigen Militärchören doch immer nur eine mäßige sein kann.

Mir wird zwar berichtet, derlei Chorgesang sei bei manchen Truppen nicht übel. Es mag das sein; da aber nur ein kleiner Teil der Mannschaft

an solchen Übungen sich beteiligen kann, während beim einstimmigen Singen kaum einer ausgeschlossen zu werden braucht, so ist dieses ohne Zweifel das wichtigere. Was soll man nun aber dazu sagen, daß in dem vom Preußischen Kriegs-Ministerium herausgegebenen mehrstimmigen Soldaten-Liederbuche (Berlin, S. Mittler) das Volkslied zu Gunsten von patriotischen Liedern oft fragwürdigsten ästhetischen Wertes, Hymnen und Liedertafelstücken zurücktreten muß? Soll der Männergesang mehr im Heere gepflegt werden, so gehört das Volkslied an die allererste Stelle.

Im wesentlichen war bisher von denen die Rede, die ihre Ausbildung der Volksschule verdanken; dahin können wir ohne Frage auch die Mehrzahl der Männergesangvereinler rechnen, da fast jedes Dorf einen derartigen Chor besitzt. Wie steht es nun mit den anderen Kreisen unserer Bevölkerung? Es versteht sich von selbst, daß ihre Kunstpflege im allgemeinen eine größere ist, verfügen sie doch über bedeutendere geistige und materielle Mittel. Ob sie aber auch durchweg eine tiefere ist, das ist doch noch die Frage. Nicht jeder, der das nötige Geld besitzt, um ins Theater oder Konzert zu laufen, wird von der Kunst innerlich berührt; für die Mehrzahl ist eine gewisse Kunstpflege nur Laune oder Mode, allenfalls auch Zeitvertreib. Das Salongeschwätz verlangt »Kenntnis« der neuesten Erscheinungen; so wird die jüngste Schöpfung *Klingers*, das letzte Drama *Gerh. Hauptmanns*, die neueste Oper von *R. Straufs* schleunigst kennen gelernt, um nur ja beim nächsten Zusammensein mit gleichgestimmten Seelen beschlagen zu sein. Ein vernünftiger Mensch nennt das Bildungsschwindel. Auf ihm beruht unser

leidiges gesellschaftliches Unwesen zum größten Teile.

Wie wenig die Musikschulen, Konservatorien usw. für eine Vertiefung der Kunstpflege übrig haben, das erhellt in erschreckender Weise aus dem Umstande, daß die theoretischen Fächer in ihnen zurückstehen müssen; derlei Anstalten erziehen mit den Privatlehrern in erster Linie den Nachwuchs, der aus den gutsituierten Klassen stammt. Wie es in einzelnen Kreisen auch der akademisch gebildeten Menschen zugeht, möge aus zwei kleinen eigenen Erlebnissen folgern. In einer regelmäßig zusammenkommenden derartigen Gesellschaft hatten einige Herren gefragt, weshalb ein befreundeter Pianist nicht einmal zum spielen aufgefordert würde? Die Antwort war ebenso belustigend wie bezeichnend: das sei unmöglich; er habe einmal »die Taktlosigkeit« begangen, in einer Abendgesellschaft ein Werk von *J. S. Bach* zu spielen! Es war das die chromatische Fantasie und — horribile dictu! — Fuge gewesen, die er auf Wunsch des Hausherrn vorgetragen hatte! Es ist in der Tat erhebend fürs Gemüt, wie *Wilh. Busch* sagt, zu sehen, wie »die Gesellschaft« zuweilen ihr geistiges Niveau selbst einschätzt. Die Sache hat aber auch eine sehr ernste Seite. Die Mehrzahl der Leute sagt: weil wir am Tage schwer zu arbeiten haben, wollen wir am Abende nur leichte Kunst »zur Erholung«. Kunst, die die Seele hebt und ernste Gedanken auszulösen vermag, wird abgelehnt. Bezöge sich das nur auf den einen oder anderen Fall, so wäre die Sache bedeutungslos, obwohl es ja für den Betroffenen, der in der ernsten Kunst lebt, nicht gerade angenehm ist, sein Arbeiten so gering eingeschätzt zu sehen. Es

spiegelt sich aber in dem Ablehnen solcher Kunst deren eigentliche Schätzung durch weite Kreise überhaupt wider. Das ist das Bedauerliche. Immerhin darf man annehmen, daß solche Vorkommnisse nicht häufig sind, denn gerade unsere akademischen Kreise, wie sie z. B. in Bonn bei den Kammermusikfesten oder in Heidelberg bei den Aufführungen des Bachvereines und sonstwo zusammenkommen, beweisen, daß es ihnen ernst mit ihren künstlerischen Interessen ist.

Und ein anderes lehrreiches Stücklein: Die Studentenschaft einer Hochschulstadt hatte den Grundstein für ihren Bismarck-Turm gelegt. Am Abende war Fackelzug mit 5–6 Musikkorps. Zu Ehren des »gewaltigen Mannes, des eisernen Kanzlers, des Herzogs der Deutschen«, bliesen die Trompeter den erhabenen Hymnus: »Mein Herz, das ist ein Bienenhaus« ..... Ich möchte wohl wissen, wievielen der Zuschauer oder Teilnehmer dabei die Schamröte ins Gesicht gestiegen ist! Man wollte Musik im Zuge haben und man hatte Musik. Daß es aber solche niedersten Ranges, schlimmste Zotenmusik war, die ein anständiger Mensch unter keinen Umständen verteidigen kann, davon hatten die Veranstalter offenbar keine Ahnung. Welche praktischen Folgen dieser höchst bedauerliche Mißgriff für die Zukunft haben sollte, interessiert uns hier nicht; zweierlei nur möchte ich betonen: daß die verantwortlichen Leiter, wenn sie die Wahl dieses erbärmlichen Musikstückes vorher gekannt haben, in ästhetischer Hinsicht auf der Stufe des Mannes standen, der in den Vorbereitungssitzungen der großen Schiller-Feiern (1905) einen Programm-Entwurf vorlegte, auf dem unter andern »Die schöne blaue Donau«, »Die

beiden Grenadiere« und die »Stephanie-Gavotte« standen. Der Mann, der solche erbauliche Vorschläge machte, war nicht akademisch gebildet. In seiner und des oder der anderen Erziehung klaffte jedoch offenbar dieselbe Lücke, und ich meine, an allen ist da gefehlt worden, wo die Erziehung im höchsten Sinne des Wortes zu geschehen hat, im Hause.

Es ist eine alte Wahrheit, daß niemand die ersten Eindrücke seiner Kindheit im Leben ganz überwinden lernt. Es ist deshalb durchaus nicht gleichgültig, welche Bilder ein Kind zuerst in sich aufnimmt, welche Töne zuerst sein Ohr treffen. Die Schule richtet ihr Augenmerk heute, unterstützt durch vortreffliche und billige Veröffentlichungen, in höherem Grade als früher auf guten Anschauungsunterricht; aber wie viele Eltern erziehen wohl ihre Kinder mit Rücksicht auf die Kunst in der Anschauung, daß sie eine gewaltige sittliche und soziale Lebensmacht ist? Sicherlich nicht allzu viele, sonst würden wohl die teils verlogenen, teils widerwärtig-süßlichen bildlichen und plastischen Darstellungen der Kunstindustrie, die elende Dutzendware unserer Salonmusik bald verschwinden und *Ludwig Richter* und *Rob. Schumann*, um nur diese zu nennen, ihren Einzug in alle Häuser halten, in denen man einige Opfer für künstlerische Kultur bringen kann. Und diese künstlerische Kultur wäre zugleich ethische Kultur im höchsten Sinne, denn bei diesen und andern Meistern ist Wahrheit und Schönheit zugleich, die die Kinder gefangen nimmt und sie nicht mehr aus ihrem Banne los läßt. Statt aber das alte und erprobte zu pflegen, wird mit neuem, das ein schlauer Spekulant auf den Markt geworfen hat,

experimentiert. Das ist auch ein Symptom der Krankheit, an der unsere Zeit leidet, daß sie alle Augenblicke etwas neues haben muß und meint, den Kindern könnten vielleicht »die alten Geschichten« nicht mehr genügen.

Stellt ein Bildwerk eine nackte menschliche Figur dar, so sind die Schnüffler und Banausen sogleich bei der Arbeit, es für unsittlich zu erklären; die ungesunde, verlogene Sentimentalität, der geleckte, schablonenhafte Kunstkram, der oft unter patriotischer oder religiöser Flagge segelt, der jämmerlichste Schund und Schmutz unserer Musiklitteratur wird aber geduldet und gepflegt. Und dann spricht man davon, daß Wahrheit oberstes Gesetz unserer Erziehung sein müsse und sei! Der Grund ist klar: entweder hält man derlei für harmlos, oder steht der Kunst überhaupt gleichgültig gegenüber und weiß von ihren sittlichen Kräften nichts. Als ob ein Bild auf der Netzhaut, ein Ton im Ohre endete und nicht vielmehr gute oder schlechte Empfindungen auszulösen vermöchte! Es gibt Menschen, die der Musik, zum mindesten der nicht vom Worte begleiteten, diese Kraft bestreiten. Mit der Widerlegung dieser Meinung brauchen wir uns nicht aufzuhalten; für uns steht fest, daß es keine andere Kunst gibt, die unter Umständen in gleichem Maße wie sie nervenzerstörend und das gesunde sittliche Fühlen gefährdend zu wirken vermag, keine andere freilich auch, die in gleichem Grade das sittliche Empfinden heben kann. *Palestrina, Orlandus, Bach, Beethoven* hier, die Operette, der moderne, sinnlich-lüsterne oder dumm-aufdringliche Tanz, der von der genialen Weise *Joh. Strauß*ens gewisse Äußerlichkeiten, von seinem Geiste nichts

erlauscht hat, das über alle Maßen jämmerliche Couplet dort.

Derlei Dinge bilden einen großen Teil der »Hausmusik«. Und wie stellt sich der Musikunterricht zu ihnen? Für die Mehrzahl der Menschen ist auch heute noch der Grundsatz maßgebend, als Musiklehrer den mindest fordernden zu wählen. Das heißt von vornherein: der Musikunterricht soll recht handwerksmäßig betrieben werden. Wozu auch mehr? »Unser Kind lernt ja nur seines und unseres Vergnügens wegen spielen, es soll nicht Musiker werden.« Im günstigsten Falle lernt das Kind dann korrekt spielen, aber es lernt nicht mit innerem Anteile musizieren, lernt die Dinge, um die es sich handelt, nicht verstehen, ihren geistigen Gehalt nicht begreifen. Und fragt man dann ein auf diese Weise »ausgebildetes« Fräulein etwa nach dem Unterschiede zwischen Beethoven und Schumann, so kann man die prachtvolle Antwort hören: »Beethoven ist tiefsinnig; Schumann auch, aber anders.« Und die junge Dame, die solche Wunderweisheit kündet, hat 6 Jahre und länger Klavier gespielt. Wie schade um die schöne Zeit, die da auf nichtiges verwendet worden ist! Nichtig bleibt eben alles Geklimpere, alles Gespiele; Wert hat nur das geistige Erfassen einer Tonschöpfung, das die technisch einwandfreie Wiedergabe bestimmt und regelt. Wie erbärmlich tief ist doch der Standpunkt der Mehrzahl der Menschen der Kunst gegenüber, die nicht einsieht, daß in der Musik, in der Kunst überhaupt, Kulturmächte ruhen, die bestimmend in menschliches Geschick eingreifen können, Mächte, die nicht zurückzustehen brauchen hinter der geistigen Welt unserer großen Dichter und Denker.

Das geschilderte Resultat des Musikunterrichtes, der in Wahrheit ja nur ein Spielunterricht ist, wird solange das gleiche sein, als nicht ernste theoretische Arbeit das „Spielen" begleitet oder ergänzt. Wo soll nun freilich die Mehrzahl der Lehrer die Fähigkeit hernehmen, die Dinge zu ändern, da die Musikschulen usw., denen sie ihre eigene Erziehung verdanken, den theoretischen Unterricht fast ausnahmslos als untergeordneten Lehrgegenstand betrachten? Selbstredend spreche ich hier nur von den tausenden von Winkelschulen mit hochtrabenden Namen und tausenden von Schülern. Der »Herr Direktor«, meist ein ganz hervorragender Geschäftsmann, wagt (wenn er ihn überhaupt ahnt) offenbar nicht, die Eltern auf den unkünstlerischen Betrieb des ganzen Ausbildungssystems aufmerksam zu machen: er könnte ja Schüler verlieren und sein „Geschäft" schädigen.

Und nun die Eltern. Ich möchte aus der Erscheinung der entsetzlichen Vorspiel- und Prüfungsabende in den Schulen einige Schlüsse ziehen. Das Kind, das soeben in eine Musikschule eingetreten ist, kommt glückstrahlend nach Hause und erzählt, in 4 oder 5 Monaten solle es »schon vorspielen«. Der Paradedrill hat begonnen; es wird geklimpert, gedrillt, gezankt, endlich gefeilt, und zuletzt sitzt das Stück leidlich. Was die Eltern die ganze Zeit über in Mühe und Not haben wachsen sehen, das lassen sie sich schließlich in der »Prüfung« nochmals vorführen, die ja in Wahrheit keine ist und deren Ausfall von einer Menge von Zufälligkeiten abhängt. Das ganze nennt man Musikunterricht und es ist doch in Wahrheit nichts als ein öder Schwindel, bei dem unter Umständen das Kind an seiner Gesundheit Schaden leidet. Wäre

das ganze harmloser Art, so könnte man gleichgültig oder vergnügt zusehen, wie die, die nicht alle werden, hineinfallen. Es steht aber doch mehr auf dem Spiele. Ein Kind, das unter allen möglichen Schwierigkeiten gedrillt wurde, kann infolge vielen Drohens, Scheltens und stumpfsinnigen Übens stumpfsinniger »Tonstücke« der Kunst für alle Zeiten entfremdet werden; oder aber ein so erzogenes Kind wird das Resultat der herrlichen Pädagogik des Herrn Direktors für ein Stück seiner Natur halten und hochnäsig und anmaßend werden. Diese einfache Überlegung stellen nur wenige Eltern an, und auch die andere nicht, daß übermäßige Pflege von Salon- und Bravourmusik, das Spielensollen von technisch allzu schweren Werken den Sinn für Äußerlichkeiten weckt und die Freude am Oberflächlichen hebt. Die albernen Indianer-Geschichten, die früher 25 Pfennige kosteten und jetzt gar für nur 10 Pfennige zu haben sind, verbietet man; da ist das pädagogische Gewissen wach. Aber den Musikschund der bezeichneten Art duldet man ebenso wie das ewige Herumarbeiten der Kinder an technisch von ihnen nicht zu meisternden Werken. Als ob das mögliche Resultat hier und dort verschieden wäre! Angesichts dieser Verhältnisse darf man sich in der Tat nicht weiter wundern, wenn einsichtsvolle wissenschaftliche Lehrer vor dem Musikunterrichte warnen: sie wissen eben ganz genau, welche Unsumme von Zeit da auf Allotria verwendet wird und wie zuweilen das »Spiel« die ernste Aufgabe der Schule erschwert oder gar hintertreibt. Derlei Warnungen treffen wohl nur ganz selten echte und wahre Kunst. Stände sie im Mittelpunkte des landläufigen Musikunterrichtes, so würden die häufigen Mahnungen sofort verstummen.

Darüber sollten sich die Eltern klar sein, darauthin den Lehrgang ihrer Kinder überwachen.

Leicht ließen sich Parallelen zu anderen künstlerischen Gebieten ziehen und auch Gegensätze hervorheben; aber sei es genug an dem. Der Gegensätze sind übrigens nicht so gar viele; denn alle Kunstzweige stehen und leben heute unter demselben Zeichen, nur daß die Musik in gar mancher ihrer Erscheinungsformen und Ideale hinter den anderen Künsten herschreitet. Das ist gar oft schon so, freilich nicht immer, gewesen. Der spätere Kulturhistoriker wird, wenn er diesen gemeinsamen Grund der Kunst unserer Zeit festzustellen und ihren besonderen Ton zu bestimmen sucht, ebensowohl den tiefen Ernst vieler unserer künstlerischen Bestrebungen als auch die zum Teil aus ihm hervorgegangenen Irrwege zur Erkenntnis des wahren Wesens der Kunst hervorheben; er wird schärfer als wir das jetzt zu tun vermögen, wie aus anderen Erscheinungen auch aus der der übertriebenen Einschätzung aller Kunst (die »Erlösungs«idee treibt immer weitere Schößlinge; in gewissem Gegensatze zu ihr steht R. Strauß und die Realistik seiner Gestaltung) den Zusammenhang unseres künstlerischen Lebens und Empfindens mit dem der Romantik darlegen und entwickeln können, und er wird daneben auch versuchen müssen, eine aus der Summe unserer Kultur zu begründende Erklärung für die Erscheinungen unserer Kunst zu geben, die sich in ihren Massenwirkungen, Kakophonien und Monstrositäten absonderlich und zum Teil abschreckend darstellen. Die parallelen Erscheinungsformen unseres gesellschaftlichen, zum Teile auch unseres staatlichen Lebens, die jene wenigstens teilweise bedingen, sollen hier nicht berührt werden.

Sicher ist aber, daß derlei Kunst als Mittel zur Heranbildung der Jugend nichts taugt.

Neben dem Schlagworte »Wahrheit in der Kunst« läuft ein anderes, das Popularisierung von Kunst und Wissenschaft fordert. Vom ersten will ich nichts sagen, als das eine, daß es, wenn mit ihm ein versteckter Angriff auf die Kunst früherer Zeiten geführt werden soll, schlankweg zurückzuweisen ist; denn jeder Zeitraum hat seine besondere, ihm entsprechende Kunst, und *Lully* oder *Bach* sind nicht minder Wahrheitsucher gewesen als *Wagner*. Nur besteht eben die alte Pilatus-Frage auch hier zu Rechte. Nun aber die zweite Frage: welches sind unter den heutigen Verhältnissen die möglichen Erfolge der vielverlangten Popularisierung von Kunst und Wissenschaft? So viel ich mir die Sache auch überlege, am Ende sehe ich höchstens Halbbildung und unverstandene Dinge, und im Zusammenhange damit Unzufriedenheit und allerlei Übel, die sich nicht ohne weiteres, wenn überhaupt je beseitigen lassen werden. Wir haben jetzt die vielen »Bünde« und Vereine für ethische oder ästhetische Kultur. Einer veranstaltet einen Dürer-, der andere einen Beethoven-Abend; es wird ein Vortrag gehalten, Lichtbilder werden gezeigt oder Sonaten vorgetragen. Als Publikum denkt man sich in erster Linie die unteren Schichten, und die sollen an einem oder zwei Abenden Dinge begreifen und hören lernen, von deren Vorhandensein sie bisher kaum etwas gewußt haben, Dinge, auf deren Studium gebildete Menschen ihr Lebenswerk begründen? Man nimmt wohl auch hier an, daß steter Tropfen den Stein höhlt und meint, schließlich müsse doch etwas hängen bleiben, und mancher Hörer solcher »Abende« werde vielleicht veranlaßt

werden, sich selbst eingehender mit den behandelten Künstlern und Gegenständen zu befassen. Von der bildenden Kunst nehme ich an, sie werde in den guten und billigen Vervielfältigungen von Meisterwerken, wie sie jetzt nicht selten sind, in der Tat in manches Haus dringen, das früher für sie verschlossen bleiben mußte; hier sorgen auch die Museen und die freilich nicht genügend betriebenen »Museumsführungen« mit. Aber für die Allgemeinheit werden derlei Kunstwerke trotzdem keine tiefere Bedeutung gewinnen, bis nicht der Schulunterricht für alle Kreise ein größeres Maß künstlerischen Verstehens vorbereitet hat. Ehe das nicht geschehen ist, wird jeder beliebige Salonmaler dem Volke vor *Böcklin* und *Lenbach* stehen. Die Musik ist hier noch viel schlimmer daran; je mehr die Ansprüche der ausübenden Künstler von Rang wachsen, je höhere Anforderungen die großen Orchester stellen, um so schwieriger wird es werden, gute Musik in die Masse zu tragen. Darüber sollte man sich doch nicht täuschen: will man das Volk für ernste Kunst empfänglich stimmen, so ist es eben mit ein oder zwei Aufführungen nicht getan; dazu bedarf es langer und systematischer Arbeit.

Was den anderen Punkt, den einer eventuellen autodidaktischen Weiterbildung anbetrifft, so ist zu sagen, daß sie im allgemeinen ohne genügende wissenschaftliche Grundlage zu keinem erfreulichen Ergebnisse führen kann, wenn auch zugegeben werden muß, daß bei einem einzelnen die natürliche Veranlagung so groß sein kann, daß sie einen genügenden Ersatz für die fehlende Grundlage abzugeben vermag. Der Bildungstrieb ist ohne Zweifel heute allgemeiner und stärker als vor 20 und 10 Jahren; solange ihm aber systematische

Schulung abgeht, solange wird er keine erfreulichen und nutzbringenden Früchte zeitigen. Eine systematische Erziehung kann in diesem Falle ausschließlich nur die Schule geben.

Wie die Mißstände heben, deren ich einige flüchtig berührt habe? Mit Gewaltmaßregeln, wie sie einst die Puritaner im republikanischen England gegen die verhaßte Kirchenmusik anwenden zu müssen glaubten, ist nichts getan; mit der neuerdings da und dort en gros betriebenen Erziehung der unteren Volksschichten zu allerhand Wissenschaften und Künsten nicht viel mehr. Auch in diesen Bestrebungen oder vielmehr in ihren Auswüchsen sehe ich ein Symptom der gesellschaftlichen Verbildung unserer Zeit. Auch hier macht sich der Konkurrenzkampf geltend, wie überall in unserem Leben. Einer sucht es dem anderen zuvorzutun an Üppigkeit und auserlesenen Genüssen; die kleinen Kinder schon müssen all den blöden Unfug der Alten mitmachen, sich auf gedruckten Karten zu Kaffees einladen und Gesellschaften geben. Alles nur, damit die armen Würmer ja recht schnell alt und erfahren werden. Was schadet es, wenn bei solch dummen Treiben ganze Familien monatelang krumm liegen müssen? Die Hauptsache ist das Decorum, die Stellung wahren. Konkurrenz im Luxus unserer abscheulichen Trachten, der Hauseinrichtungen, der gesamten Lebensführung. Das ganze heißt der Mensch dann, sich und andere belügend, Unterstützung von Kunst und Industrie. Schade nur, daß dabei jede Gemütlichkeit und Behaglichkeit verloren geht. Konkurrenz auch in der heutigen Art, Volksbildung zu treiben, Konkurrenz im Kunstleben des Konzertsaals und der Familie. Aber leider nicht der gesunde, die intel-

lektuellen und moralischen Fähigkeiten stählende Kampf, in dem sich die geistigen Kräfte aneinander messen, gegen einander wachsen können: in erster Linie die Sucht, sich in Äußerlichkeiten zu übertreffen. Da nützt alles Frontmachen einzelner nichts mehr, kein Palliativmittel kann helfen; es gilt, die Zeit zu erwarten, da unser Volk von selbst umkehren wird auf der falschen Bahn. Wir haben sie in den Tagen gewaltigen materiellen Aufschwunges betreten, als das neue Reich begründet ward. Je mehr sich Handel und Industrie entwickelten, je mehr Geld ins Land kam, je mehr das platte Land verödete und die Städte anschwollen, um so mehr büßte das deutsche Volk an seinem kostbarsten Erbe, seinem idealen Besitzstande, ein. Man soll nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und sich vor dem Guten unserer Zeit nicht verschließen; wer wollte wohl nicht (im Grunde tut es ja auch der verbissenste Sozialdemokrat) unsere Wohlfahrtseinrichtungen als den Beginn einer gerechten Sozialpolitik loben; aber man darf doch nicht vergessen, daß sie im Grunde genommen nichts als eine notwendige Folgeerscheinung der Entwicklung des modernen Deutschland zum Industriestaate, nichts als eine praktische Einrichtung, durchaus aber keine solche ist, die aus rein idealen Erwägungen hervorgegangen. Auch mit ihr macht ja der Staat Geschäfte. Kein Vernünftiger wird ihm das verübeln, aber töricht ist es, wenn immer die idealen Gesichtspunkte der sozialen Gesetzgebung in den Vordergrund gestellt werden. Daß Deutschland ein Recht hat, sich ihrer zu rühmen, darf nicht bestritten werden.

Worin betätigen wir nun aber unser Deutschtum vorwiegend? Wir sind heute in unserer tollen Freude

an Äußerlichkeiten schon so weit gekommen, daß wir wunders was getan zu haben glauben, wenn wir »Menu« durch »Speisenfolge« ersetzen; damit und mit anderen gleichwertigen Taten erweist sich gar mancher vor sich selber als Träger deutscher Kultur. Als ob es auf den äußeren Firnis ankäme! Die gesellschaftliche Schlemmerei ist um nichts geringer geworden als zur Zeit, da man die ehrliche deutsche Erbse noch als »petit pois« verspeiste. Die deutschen Architekten suchen nach einem echten deutschen Hausstile und haben ihn vielleicht auch schon (man sagt, es sei nicht ohne starke Anlehnung an englische Vorbilder geschehen) gefunden. Ach, ich fürchte, der gute alte deutsche Hausgeist wird sich deshalb nicht bei uns halten lassen; er bedarf anderer Mittel, wieder am deutschen Herde heimisch zu werden.

Die Zahl der Unzufriedenen, derer, die es leid sind, »mitzumachen«, wächst. Daran ist kein Zweifel möglich. Sicherlich wird, wie ich schon sagte, keiner, der bei Sinnen ist, alles über den Haufen rennen wollen, was die neue Zeit geschaffen. Es gilt, einen Ausgleich zwischen dem alten idealen Besitzstande des Volkes und der modernen Zeit zu schaffen. Am Ende ist's ja kein Wunder, wenn wir als Volk über die Stränge schlagen: es ist die natürliche Reaktion gegenüber der früheren Zeit, die uns gar keine Bewegungsfreiheit gestattete. Allmählich werden wir nun aber doch älter und beginnen Einkehr zu halten; je mehr Menschen von der Notwendigkeit dieser inneren Einkehr überzeugt werden, je mehr werden dem echten und wahren Deutschtume gewonnen sein. Es ist nicht schwer su sagen, was dies ist. Unsere Lebensführung bestimmt allzu oft nur äußerliches und zu-

fälliges; wir ergötzen uns auch zum Teil wieder allzu sehr in der Nachahmung und Nachäffung fremden Wesens wie in früheren Zeiten des Niederganges unseres Volkstumes; wir können ohne »full dress« nicht mehr zur Gesellschaft zählen, müssen im »smoking« den »5 o'clock tea« besuchen; kein Restaurant ohne Zigeunermusik, kein Theater ohne italienische Komponisten, die beauftragt werden, deutsche Stoffe in Musik zu setzen, kein Theater ohne französische Schundkomödie. Und dabei ein sich von Tag zu Tag steigerndes Geschwatze über die Größe der deutschen Kulturarbeit! Das alles ist sicherlich nicht deutsch. Ich sehe auch in der stillen Art des Deutschtumes vergangener Zeit nicht das Ideal für unsere eigene; unsere Daseinsbedingungen sind eben ganz und gar andere geworden. Ideal aber wäre eine Zeit, in der weniger als heute vom Deutschtume und seinen Idealen geschwatzt und mehr nach Idealen gehandelt würde, eine Zeit, die sich begnügte, unserer völkischen Eigenheit entsprechend zu leben, die nach Wahrheit, Einfachheit und Ernst strebte, fremden Tand verschmähte und nur dem besten eigener und fremder Art nachzueifern suchte. Es wäre ein interessantes Kapitel, einmal zu untersuchen, inwieweit unsere heutigen deutschen Tonsetzer diesem Idealbilde deutschen Wesens entsprechen. Wir können darauf hier nicht eingehen; nur das sei betont, daß es unter ihnen nur wenige gibt, die sich nicht gerne von Zeit zu Zeit ein fremdes Mäntelchen umhängen, um sich interessant zu machen.

Im großen und ganzen lebt unser Jahrhundert nach dem bedenklichen Grundsatze, daß es nichts schadet, sich krank zu machen, wenn man nur die nötigen Mittel besitzt, sich hinterher wieder gesund

zu kurieren. Das Ziel aller Hygiene, der sozialen, ethischen und ästhetischen aber sollte sein, vorzubauen und Krankheiten nach Möglichkeit einzuschränken. Da sollten alle beteiligten Faktoren zusammen arbeiten, auf unserem engeren Gebiete Haus und Schule.

Die Erziehung zu geistig freien und künstlerisch gesund empfindenden Menschen ist vielleicht gar nicht so schwer. Wenn man nur das viele moralisieren, verbieten und erlauben bei Seite lassen wollte! Gutes Beispiel ist, wenn auch nicht alles, so doch das Meiste, was not tut. Wem in der Kindheit die Freude an wahrer und echter Kunst ins Herz gesenkt ist, der wird die schlüpfrige Scheinkunst im späteren Leben leicht meiden lernen oder ihren bösen Einflüssen nicht erliegen. Das Gesetz gilt mutatis mutandis für alles organische Leben. Darum sollte mit allem Schein und mit aller Afterkunst aufgeräumt und das echte, wenn auch zuweilen herbe, das uns ernste und fröhliche deutsche Meister geschenkt haben, gepflegt werden; darum sollte auch Vorsicht gegenüber dem problematischen der neuen Kunst herrschen, mit der sich die Erwachsenen abfinden und in deren Verständnis die Jungen erst hineinwachsen sollen! Eine wichtige Aufgabe bleibt bei alledem der Schule vorbehalten. Sie läßt sich nicht in wenigen Sätzen angeben und erfordert deshalb eine besondere Betrachtung.

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.